

Der Kreis als pädagogische Metapher

Eine philosophische Auseinandersetzung mit dem Thema der Inklusion in Schule und Gesellschaft

Erwin Rauscher¹

Zusammenfassung

Der Beitrag ist die schriftliche Fassung eines Vortrags, gehalten an der Fachhochschule Nordwestschweiz/Pädagogische Hochschule am 31. Oktober 2016.

Der Vortrag wurde online übertragen. Es gilt das gesprochene Wort!



n|w Fachhochschule Nordwestschweiz
Pädagogische Hochschule

Musik & Mensch
Konzert- und Kolloquiumreihe
2016/2017

vielfalt leben

Kolloquium
Der Kreis als pädagogische Metapher – eine philosophische Auseinandersetzung mit dem Thema der Inklusion in Schule und Gesellschaft

Montag, 31. Oktober 2016, 18.00 Uhr

Referent: Univ.-Prof. HR MMag. DDr. Erwin Rauscher,
 Rektor Pädagogische Hochschule
 Niederösterreich

Diskutant: Prof. Dr. Sabina Larcher,
 Direktorin Pädagogische
 Hochschule FHNW

Windisch, FHNW,
Campus Brugg-Windisch,
Gebäude 5, Raum 5.0B16,
Bahnhofsstrasse 6

Eintritt Fr. 10.–
 Schüler/-innen, Studierende und
 Mitarbeitende der FHNW frei



Inklusion – ethisch-sozialer Anspruch, individuelle Anerkennung oder moralische Keule? Braucht inklusive Praxis das exklusive Bekenntnis? Oder ist Inklusion nur jene Überholspur, bei der die Schule sich im Kreise dreht? Kommt nur vorwärts, wer den Kreis verlässt? Oder ist Vielfalt das, was Einfachheit nur verhindern will? Der Vortrag setzt die Metaphorik des Kreises in Spannung zur Dogmatik der Inklusion.

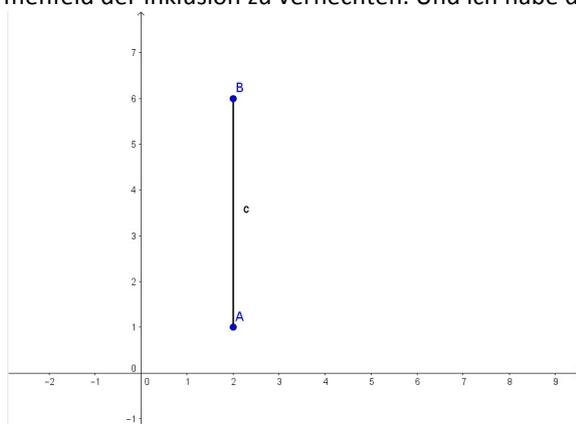
 PÄDAGOGISCHE HOCHSCHULE NIEDERÖSTERREICH

phkultur.ch  facebook.com/phkultur

¹ Univ.-Prof. MMag. DDr. Erwin Rauscher ist Rektor der Pädagogischen Hochschule Niederösterreich, Mühlgasse 67, 2500 Baden. E-Mail: erwin.rauscher@ph-noe.ac.at

Wer fragt, lernt. „Wir stellen die Fragen“, unter diesem Motto hat die Universität Wien, der übermächtige Partner meiner kleinen PH NÖ, eben das 650-jährige Bestehen gefeiert. Christian Morgenstern hat Menschen wertgeschätzt, die *keine andere Interpunktion kennen als das Fragezeichen*. Aus dem Unterricht wissen wir: Das Warum macht schlau, nicht das Deshalb. Dennoch kostet das Fragen nichts – außer Überwindung. Wer fragt, der bestimmt, worüber nachgedacht und gesprochen wird. Denn nicht immer steht am Anfang der Frage die Suche nach einer Antwort. Und manche Antwort tötet die Frage.

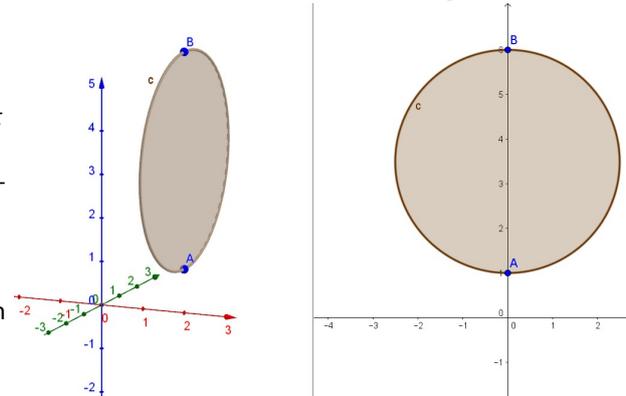
Geschätzte Damen und Herren, ich begrüße Sie herzlich! Und bedanke mich aufrichtig bei Ihnen, Herr Kollege Cslovjcek, für die Einladung. Über Ihren Zyklus „Musik & Mensch“ nachlesend, ist mir bewusst geworden, welch ein vielstöckiges Haus des Dialogs Sie in den Jahren dieser Veranstaltungsreihe aufgebaut haben. Aber als ich Ihnen vor einem Jahr in einem Wiener Kaffeehaus en passant von meinem Buchbeitrag über eine kleine Philosophiegeschichte des Kreises erzählt habe, konnte ich nicht ahnen, zu welchem gedanklichen Wagnis Sie mich herausfordern würden: Nämlich die Ewigkeits-Philosophie des Kreises mit dem zeitgeistigen Themenfeld der Inklusion zu verflechten. Und ich habe damals zu diesem Titel unvorsichtig schnell JA gesagt.



Dafür will ich heute – ganz schulbezogen, es soll ja um Pädagogik gehen – eine Gegenfrage stellen: Was ist das? Diese Linie hier von A nach B? *Es ist nicht wahr, dass die kürzeste Linie immer die geradeste ist* – das hat schon Lessing gemeint.

Und Sie ahnen es schon: Manch gerade Linie erlaubt auch Kurven. Albert Einstein hat, als man ihm einen solchen Strich auf einem Blatt Papier gezeigt hat, kommentiert: *Das ist ein Kreis, von der Seite aus gesehen*.

Meine Damen und Herren, in diesem Sinn erlaube ich mir auch, an Ihr diesjähriges Jahresthema „Vielfalt leben“ heranzutreten und mein Verständnis von Inklusion als ethisches Paradigma zur Diskussion zu stellen. Es ist nicht linear gefasst nach den uns allen bekannten Slogans: *Jedes Kind ist besonders* oder *Es ist normal, verschieden zu sein* oder *Vielfalt macht stark*. Und Ihr Jahresmotto „Vielfalt leben“ hat ja auch vielfältige Nachahmer – oder auch Vorbilder.



Etwa (1) *Vielfalt* im Kontext der Globalisierung: Deren Vorzüge und Gefahren werden allzu leicht ideologisiert im Unterricht – auch hier sehen wir das Kreissymbol: Rund um die Globalisierung bilden Fragen zur Ethik des Konsums und Fragen zur Pädagogik des Umgangs mit Konsumgütern eine Grundlage für nachhaltige Verbraucherbildung in der Schule. Pädagogisch geht es um die üblichen Verdächtigen: die Füllwörter moralische Kompetenz und soziale, um Problemlösungskompetenz und Folgenabschätzungskompetenz – um ausgewählte Facetten eines semantischen Virus unserer Zeit zu benennen, der Kompetenzkompetenz und der Inkompetenzkompensationskompetenz – das wäre eine eigene Geschichte.

Sachlich diskutiert der Unterricht die Frage, wie es der Globalisierung im wirtschaftlichen Wettbewerb gelingen kann, zur Ausbreitung ethischer Leitlinien beizutragen. Hier in der Schweiz trage ich ja Eulen nach Athen, wenn ich sage: Profit und Moral stehen in Zusammenhang und schließen einander nicht aus: Eine Ethik, die das Problem der Ausbeutbarkeit moralischen Verhaltens im Wettbewerb nicht löst, muss und wird in der modernen Welt versagen. Und weil man als Referent alle zehn Minuten wenigstens eine Pointe einstreuen soll, ergänze ich mit einer kurzen Geschichte: Als der Ur-Österreicher Karl Kraus über die Absicht eines Studenten Kenntnis erlangt hat, dieser wolle Wirtschaftsethik studieren, soll er geantwortet haben: „*Da werden Sie sich aber entscheiden müssen!*“

Ein weiterer Zugang könnte (2) die schulische Herausforderung zur Bedrohung der Artenvielfalt durch den vielzitierten Klimawandel im Ökosystem Erde sein, der Verlust an Biodiversität – auch das ... ein eigenes Thema.

Ein dritter Zugang wäre (3) Meinungsvielfalt und Gedankenfreiheit. Die Initiative *Vielfalt LEBEN* in einem Landkreis in Thüringen setzt sich dafür ein, Demokratie als erstrebenswert, als individuellen Gewinn zu erleben, sich als Teil daran zu erfahren, sie nachhaltig zu entwickeln, zu stärken und zu erhalten – im ländlichen Raum: Das Hauptaugenmerk liegt auf Anerkennung, Beteiligung, Bildung, Erleben von Gemeinschaft.

Damit komme ich zu einem ersten Verständnis von Vielfalt, das mir im Kontext zu Inklusion wesentlich erscheint: Der Kreis ist rund. Wir alle kennen den sokratischen Dialog: Auch der Andere kann Recht haben. Es kann auch anders sein! Bloße Polarisierung vereinfacht und verfälscht zugleich. Wenn Begründungen pro und contra aufgelistet und einander gegenübergestellt werden, so folgt daraus nicht, dass eine Seite im Recht und demgemäß die andere im Unrecht ist. Für unser pädagogisches Feld gut nutzbar! Für Hegel ist es überhaupt falsch, „die Geduld und Arbeit des Negativen“, die „Vermittlung“, „die Reflexion“ aus dem Absoluten, aus dem Wahren auszuschließen. Wir finden diese Stellen in seiner *Vorrede zur Phänomenologie des Geistes*. Daraus folgt meine erste These:

These 1

Inklusion ... will & braucht das ‚Sowohl Entweder als auch Oder‘.

Inklusion braucht weniger das Entweder-Oder als vielmehr das Sowohl-als-auch, vielleicht sogar das ‚Sowohl Entweder als auch Oder‘. Aber nochmals zurück zur Kulturgeschichte des Kreises mit dem Anspruch von Inklusion. Lange habe ich nachgedacht, wie ich diesen Gordischen Knoten lösen könnte, ohne ihn zu zerschlagen. Und wie es einem alten Lehrer öfter geht – erst am Wochenende hat mich ein Gespräch des Großvaters mit meinem geliebten ältesten Enkelkind der Lösung näher gebracht – mit einer Zeichnung aus einem weltberühmten Kinderbuch und seiner Geschichte, die Sie vermutlich alle kennen.



Das Buch mit Texten von Mira Lobe und Zeichnungen von Susi Weigel – es wird im Februar 45 Jahre alt. Es wurde mit dem Österreichischen Staatspreis für Kinder- und Jugendliteratur ausgezeichnet, ist in zahlreiche Sprachen übersetzt und vielfach neu aufgelegt worden. Es dient als Vorlage für Theaterstücke, Musik-CDs, Computerprogramme. Eben erst erschienen ist die erste dreisprachige Ausgabe – auf Deutsch, Arabisch und Farsi – sie soll das Deutschlernen und somit auch die Integration erleichtern. Sein Text klingt wie ein balladenähnliches Langgedicht und beginnt so:

*Auf der bunten Blumenwiese
geht ein kleines Tier spazieren,
wandert zwischen grünen Halmen,
wandert unter großen Palmen,
freut sich, dass die Vögel singen,
freut sich an den Schmetterlingen,
freut sich, dass sich's freuen kann.
Aber dann...
Aber dann stört ein Laubfrosch seine Ruh
und fragt das Tier: „Wer bist denn du?“
Da steht es und stutzt und guckt ganz verdutzt
dem Frosch ins Gesicht: „Das weiß ich nicht.“
Der Laubfrosch quakt und fragt: „Nanu?
Ein namenloses Tier bist du?
Wer nicht weiß, wie er heißt, der ist dumm!“ Bumm.*

Verzweifelt fragt es nun andere Tiere – Pferde, Fische, weiße Vögel, Nilpferde, Papageien, Hunde – ob jemand weiß, wer es sei. Aber keiner weiß es.

*Durch die Stadt und durch die Straßen
geht das bunte Tier spazieren;
geht und denkt so vor sich hin:*

„Stimmt es, dass ich gar nichts bin?
 Alle sagen, ich bin keiner, nur ein kleiner irgendeiner...
 Ob es mich etwa gar nicht gibt?“
 Und das kleine bunte Tier, das sich nicht mehr helfen kann,
 fängt beinah zu weinen an.
 Aber dann... Aber dann bleibt das Tier mit einem Ruck,
 mitten im Spazierengehen, mitten auf der Straße stehen
 und es sagt ganz laut zu sich:
 „Sicherlich gibt es mich: ICH BIN ICH!“

Das kleine Ich-bin-ich freut sich – und es gibt seine Erkenntnis sogleich an alle anderen Lebewesen weiter. Wir sehen: Unser buntes, kugeliges Tier ist auf der Suche nach seiner Identität. Seine Geschichte ist eine Hommage an die Entdeckungslust des Kindes, vor allem aber ein Loblied auf die Individualität jedes Einzelnen. Es dient für alle Kinder als Identifikationsfigur – es ist ein buntes Tier, das fliegen und auf einer Wolke schlafen kann, und doch ist es ein Sonderling und Außenseiter in der Welt der Tiere.

Der Frosch will es anfänglich nicht einordnen und schließt sich damit selbst aus: Indem er exklusiv festlegt, dass derjenige dumm sei, der nicht weiß, wohin er gehört und wer er ist. Unser kugeliges Tier aber überwindet seine Existenzkrise, indem es die ontologische Frage, ob es denn niemand sei, mit seiner Selbsterkenntnis beantwortet, auf die genau ihm zugehörigen Eigenschaften und Seinsweisen zurückgreift und so die Lösung findet. Das stößt bei den anderen Tieren auf Akzeptanz – auch durch den Frosch wird es rehabilitiert. Nicht länger namenlos, voller Selbstbewusstsein, akzeptiert und integriert, nicht länger ausgeschlossen. Es bekommt es zur Antwort: „Du bist du!“ Mit sich selbst zufrieden, stellt sich auch die Harmonie mit der Natur wieder her: Es „freut sich an der schönen Welt, die ihm wieder gut gefällt.“

Und parallel zu dem Leitwort inklusiver Pädagogik von Goethe, aus *Hermann und Dorothea*,
 „Denn wir können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen;
 So wie Gott sie uns gab, so muss man sie haben und lieben,
 Sie erziehen aufs beste und jeglichen lassen gewähren.
 Denn der eine hat die, die anderen andere Gaben;
 Jeder braucht sie, und jeder ist doch nur auf eigene Weise
 Gut und glücklich. [...]“

J. W. v. Goethe: *Hermann und Dorothea*, Kap. 3 (*Thalia*)

erlauben Sie mir einen pädagogischen Nebensatz zum Stichwort „Lerngesundheits“: Wenn sich ein Kind als sozial unerwünscht erlebt, als *last preferred co-worker*, als eines, das aufhält, anstatt gebraucht zu werden, dann wird dieses Kind aus der verlorenen Sicherheit, für andere Menschen wichtig zu sein oder nur so viel zu gelten, wie es kann, nicht so viel, wie es ist, entweder selbst kränkeln oder andere kränken, wenn nicht sogar beides. Anders gesagt: Kinder, die gehorchen müssen, aber nicht geachtet werden: sie kränkeln selbst, und sie kränken andere! Achtung und Wertschätzung unabhängig von Leistung! Würde und Güte unabhängig von Disziplin. Das ist der Hauch von Inklusion. Wer etwas für ihre Selbstwirksamkeitserwartung tut, der reduziert die Gewalt der Ohnmacht gegen subjektiv erlittene Willkür in der Schule. Und theologisch – aber vor allem menschlich gesagt: Wir müssen unsere Schüler/innen, unser Kinder, lieben, *wenn* wir sie lehren. Und wir müssen sie lehren, *weil* wir sie lieben:

Kind sein ist Leben, um das Lieben zu lernen.
 SchülerIn sein ist Lernen, das Leben zu lieben.
 Mutter & Vater sein ist Lieben, um das Leben zu lehren.
 LehrerIn sein ist Lehren, die Liebe zu leben.

Ungleich präziser aber als ich das kann, hat es der Soziologe Hartmut Rosa von der Friedrich-Schiller-Universität Jena in seinem neuen Buch „*Resonanz*“ formuliert. Es ist 2016 bei Suhrkamp erschienen – mittlerweile im ersten Jahr bereits in 4. Auflage – ich zitiere ihn:

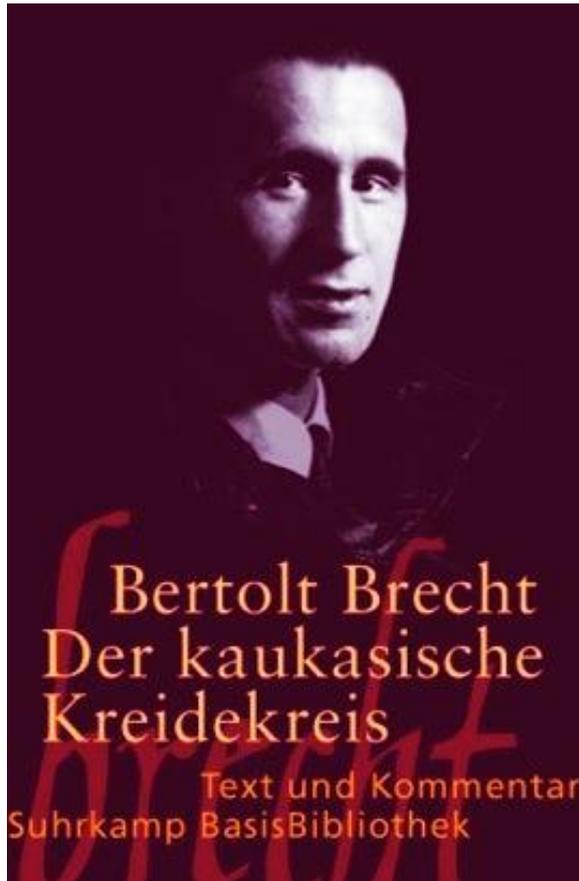
„Die Ausbildung von Selbstwirksamkeitserwartungen und von intrinsischen Interessen ... korreliert mit der Erfahrung sozialer Anerkennung – hier liegt eine offensichtliche Brücke zum Ressourcenansatz: Ohne Liebe, Achtung und Wertschätzung bleibt der Draht zur Welt – bleiben die Resonanzachsen – starr und stumm.“

Daraus resultiert meine zweite These für heute:

These 2

Inklusion ... ist Resonanz auf die Selbstwirksamkeitserwartung jedes Kindes derart, dass es ermächtigt wird, die Qualität seiner ihm je eigenen Weltbeziehung positiv zu beeinflussen.

Inklusion ist die Resonanz der Individualisierung als *suum cuique* der Pädagogik! Den Gedankenkreis greife ich nochmals mit dem Suhrkamp-Verlag auf, aber mit einem ganz anderen Kreis. einem, der für mich ganz persönlich ein Parade-Lehrstück darstellt: Er appelliert an jene Geduld des Negativen, von der Hegel gesprochen hat. Und Sie kennen das alle: Es ist Bert Brechts Theaterstück vom Kaukasischen Kreidekreis, das ich Ihnen für Ihr Tätigsein als Lehrende – wo auch immer – mitgeben möchte.



Es ist die Geschichte einer Magd, die das weggelegte Kind ihrer Herrin aufzieht und, als diese es wiederhaben will, vor den Richter tritt, der das Kind in den Kreis stellt und zerteilen will, um beiden gerecht zu werden. Doch die Magd lässt los, sie will das Kind nicht aufgeteilt in seine Eigenschaften, sondern ganz behalten. Und dafür gibt sie es her. Es ist die Geschichte vom salomonischen Urteil noch vor aller Pädagogik der Prüfungskultur. Sie wird von einem Sänger erzählt, der sie mit einem seltsamen Wort beginnt: „*Schrecklich ist die Verführung zur Güte.*“

Zuhause, an den Schulen vor Ort, mitunter jenseits der Modewörter pädagogischer Lehrerbildung, aber ganz nahe bei den anvertrauten Kindern, könnte jener Sänger unseren Lehrpersonen das unzeitgemäße Wort Bert Brechts zurufen: „*Es verläuft das Kälbchen sich, wenn der Hirte schläft.*“

Manche Lehrkraft mag mit Ernst und Güte an jene Aufgaben denken, die sich Bert Brecht vielleicht gerade auch für unsere Welt der Schule und des täglichen Unterrichtens wünscht – ich zitiere:
 „*Dass da gehören soll, was da ist,
 Denen, die für es gut sind, also
 Die Kinder den Mütterlichen damit sie gedeihen,
 Die Wagen den gute Fahrern, damit gut gefahren wird,
 Und das Tal den Bewässerern, damit es Frucht bringt.*“

Diesseits aller Pädagogik der Schlagworte und ihrer Methodologien reduziert es unsere pädagogische Aufgabe auf das Eigentliche: Auf die Kinder, auf dass sie gedeihen; auf die LehrerInnen, auf dass sie mit den Wägelchen ihrer Handwerkszeuge gut fahren; auf die Lehrerbildner, auf dass sie nicht von den Bergen herabschreien, sondern im Tal säen, damit die Ernte gut sei.

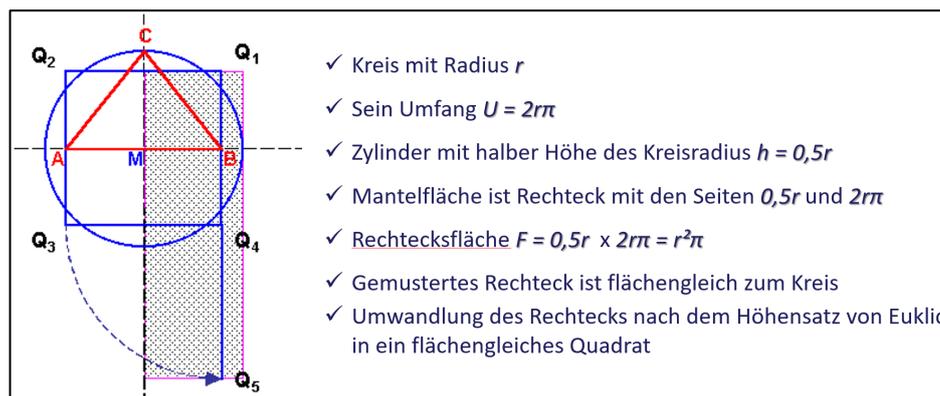
Die gute Lehrkraft ist kein flammender Revolutionär und kein Statistiker: Sie tut, was das Herz ihr befiehlt. Der betrunkene Richter fragt die Magd Grusche, auf den Buben zeigend: „*Was für ein Kind ist es? So ein verlumpter Straßenbanker oder ein feines, aus einer vermögenden Familie?*“ Und Grusche antwortet: „*Es ist ein gewöhnliches.*“

Liebe, Zuneigung, Fürsorge, Individualisierung und Solidarität sind gewöhnlich. Sie sind Zeichen der Vernunft, sie leben in jedem vernünftigen Menschen. Es sind jene Soft Skills, die jede Lehrerin allemal besser spürt als jeder Erziehungswissenschaftler oder Schulexperte, nämlich täglich in der Klasse. Mitten in der Gerichtsverhandlung bittet die Magd den Richter Azdak: „*Wenn ich's [das Kind] nur behalten könnt, bis es alle Wörter kann. Es kann erst ein paar.*“

Nun aber weiter zur wohl bekanntesten Kreismetapher – zur Quadratur des Kreises: Ein Quadrat zu finden, dessen Flächeninhalt ident dem eines Kreises ist, gilt als das berühmteste klassische und populärste Problem der Geometrie. Bis heute versuchen sich immer wieder mathematische Fanatiker daran, obwohl das Problem seit dem Jahr 1882 vom deutschen Mathematiker Ferdinand von Lindemann als unlösbar bewiesen worden ist. Diese Metapher wurde bekanntlich zum Symbol für die Unlösbarkeit eines mathematischen Problems.

Selbst Dante Alighieri spielt in seiner *Göttlichen Komödie* darauf an und vergleicht sie mit der Unbegreiflichkeit der göttlichen Trinität. Wir kennen jenes Werk ... es schildert Dantes Reise durch die Hölle (*Inferno*), zum Läuterungsberg (*Purgatorio*), bis hin ins Paradies (*Paradiso*). Hölle und Paradies sind in jeweils neun konzentrischen Kreisen unterteilt. Je näher man den engeren Kreisen kommt, umso sündiger in der Hölle sind die gestorbenen Seelen, umso heiliger im Paradies sind sie: Die göttliche Komödie – dichterisches Hauptsymbol der Scholastik. Dante war zu Lebzeiten dadurch so berühmt geworden, dass in einer der Hauptkirchen von Florenz im 15. Jh. ein Fresko zu seinen Ehren geschaffen worden ist.

Die Quadratur des Kreises wurde auch in der Wissenschaft zum Synonym für die Unlösbarkeit. Dennoch ist es kinderleicht, geometrisch einen Kreis in ein Quadrat oder flächengleiches Rechteck zu verwandeln: Man verwendet nur einen Zylinder etwa aus Holz oder aus Pappe. Seine Dicke ist halb so groß wie sein Radius – also quasi eine dicke Scheibe. Wenn man die Mantelfläche des Zylinders ausrollt, ergibt sie exakt das zum Basiskreis flächengleiche Rechteck: Halber Radius r als Höhe. Umfang des Kreises $2\pi r$. Fläche als $r^2\pi$. Und mit dem Höhensatz von Euklid lernt jedes 12-jährige Kind das Rechteck in ein flächengleiches Quadrat zu verwandeln. So steckt die Mathematik bis heute voller Wunder!



Aber warum erzähle ich Ihnen das als Kreis-Metapher? Weil für mich die Unerreichbarkeit des Zieles in Verbindung mit der Unverzichtbarkeit des Weges ein prototypisches Beispiel für Inklusion und für unsere gesellschaftlichen und gesellschaftspolitischen, oft ideologisch und fast immer emotional geführten Inklusionsdebatten ist. Ich behaupte ein wenig paradox: Das Ziel ist unerreichbar. Es wird nicht eine Schule für alle geben. Und ich schließe an und stelle eben nicht dagegen: Wir müssen alles sinnvoll Mögliche tun, um dieses Ziel optimal zu approximieren. Die vielen grafischen Schönfärbungen der Inklusions-Apologeten kennen Sie – und es gibt noch viele ähnliche mehr: Sowohl Inklusionsgrafiken als auch Inklusions-Protagonisten. ProtagonistInnen muss ich sagen – und das tue ich an dieser Stelle nicht ironisch, sondern voll Ehrfurcht und Wertschätzung. Ich versuche dafür meine vereinfachende Formel: Gleiches Recht für alle – das ist Demokratie. Gleiche Rechte für ungleiche Gleichwertige – das ist Inklusion. Einer ist anders, der andere verschieden: Unterschied erzeugt Distanz, Unterscheidung Nähe. Vielfalt wahrnehmen heißt, Einfach nicht hinnehmen: Denn Vielfalt deckt auf, Einfach deckt bloß zu. Verschiedenheit wahrnehmen ist, die gleiche Würde achten. Das gleiche Recht auf gleichwertige Bildung für alle als ein weltweit anerkanntes und angestrebtes Ziel.

Und natürlich ist uns allen die Diskussion bekannt: Inklusion fordert und fördert gleiche Rechte und Rahmenbedingungen für ungleiche Gleichwertige. Ihr fundamentaler Ansatz und der damit verbundene Anspruch auf inklusive Bildung hat Konsequenzen für alle Kinder/Jugendlichen. Inklusion global als ein Menschenrecht und Auftrag für die Gestaltung von Politik, ist im Prinzip überzeitlich, jedenfalls aber festgehalten: Beginnend in normativen Dokumenten der *Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte* von 1948, über das grundlegende Prinzip des Rechtes auf „Bildung für alle“ (UNESCO 2000) im Jahr 2000 bis zur UNESCO-Erklärung der Leitlinien

für die Bildungspolitik zur Inklusion (Policy Guidelines 2009). Dieser universale Anspruch gilt „*unabhängig von Geschlecht, sozialen und ökonomischen Voraussetzungen oder besonderen Lernbedürfnissen eines Menschen*“.

Der Begriff steht für genau diese Vision. Er will alle Kinder und Jugendlichen erreichen, sie nach ihren individuellen Möglichkeiten optimal fördern, indem sie im gemeinsamen Unterricht am schulischen Leben teilhaben können – erst damit lässt sich von umfassender Bildungsgerechtigkeit sprechen. Daraus resultiert diese meine 3. These:

These 3

Inklusion ... ist ein ethischer Auftrag zur Mitmenschlichkeit; der Inklusionsdiskurs soll nicht geführt und kann nicht gewonnen werden als ein Glaubenskrieg um (einförmige) Schulstruktur.

Denn für mich unterscheidet sich eine Vision von einer Utopie einzig durch ihre Nähe zur Wirklichkeit, durch die Erreichbarkeit des Wollens, durch den Anspruch und die Bereitschaft zum Tun statt einem bloßen Wunschdenken. Wer an die Utopie glaubt, steht immer wieder neu desillusioniert an den Grenzen der Realisierung. Wer für die Vision kämpft, verschiebt die Grenzen im Bewusstsein, sie nicht löschen zu können, sich aber in ihrem Inneren frei bewegen zu wollen. Was die Frage der Schulformen betrifft, bin ich Ihnen dazu jetzt noch eine Erklärung schuldig: Dafür denken wir nochmals gemeinsam darüber nach, was Vielfalt in unserem Kontext bedeuten mag – Sie haben ja selbst auf einer Website viele Buntstifte zu einem Kreis geformt. Ich beginne mit der Frage, ob Vielfalt die Individualität des Einzelnen eher ermöglicht, wie es scheint, oder aber behindert. Wie verträgt sich ein modernes Gleichheitsprinzip mit einem postmodernen Vielfaltsprinzip? Soll es uns um die äußere Vielfalt der Schulformen oder um die innere der Lernwege gehen? Soll die Ressourcenzuteilung an eine Schule kindbezogen oder schulbezogen erfolgen? Welche institutionelle Investition braucht die individuelle Förderung? Oder umgekehrt? Kann allein eine institutionelle Investition die individuelle Förderung garantieren?

Dahinter stehen eigentlich uralte philosophische Fragen nach dem Verhältnis von Einheit und Vielheit, von Gleichheit und Verschiedenheit, von Recht und Gerechtigkeit. Geht es um die bestmögliche Förderung der individuellen Kompetenzentwicklung oder um eine inklusive Bildungserfahrung für alle Verschiedenen? Ulrike Greiner, Pädagogin, Germanistin und Theologin an der Universität Salzburg, hat diese Frage als *Unvergleichsdifferenz* bezeichnet. Und sie fragt nach – ich zitiere sie: „*Wenn Behinderung in einem inklusiven Ansatz kein Differenzkriterium mehr sein soll, verlöschen dann nicht auch die berechtigten Ansprüche um Unterstützung für Personen, die aber real an Defiziten leiden?*“ Dienen wir also den vielzitierten Menschenrechten eher, wenn wir die Sonderschulen ausbauen oder wenn wir sie abschaffen?

Für die (politische) Philosophie der Aufklärung – von Voltaire bis Kant – ist die Gleichheitsidee begrenzt: Sie kann die Verschiedenheit der Temperamente, Intelligenzen und Herkünfte nicht löschen. Sozusagen aufklärerisch gibt es eine anthropologisch grundgelegte Gleichheitsidee – etwa der Menschenrechte: Die faktische, kulturelle und soziale Diversität der Menschen wird nie geleugnet, aber hinsichtlich der Einlösung der Forderung gleicher Rechte verschieden interpretiert.

Meine Frage daran ist, ob wir unter Differenz den Widerspruch von Identität verstehen oder deren Form? Haben Sie keine Sorge: Ich zerstöre den Gedanken nicht durch eine Antwort. Und verweise doch auf meine Kreismetaphern vom Sowohl-als-auch statt Entweder-oder von Albert Einstein bis Bert Brecht. Sowohl von der Einzigartigkeit des Besonderen als auch der Heterogenität der Vielen – wenn Sie sich an mein Kindergedicht erinnern.

Die Neue Zürcher Zeitung hat in einem Beitrag vor knapp 2 Jahren auch eine nette Kreismetapher verwendet – *vor dem Ball sind alle gleich* – und morgen ab 20:45 Uhr kann der FC Basel ja bereits den Beweis dafür antreten und ganz inklusiv 3:0 gewinnen. Und ich hoffe, dass ich als Österreicher – unsere Fußballnationalmannschaft hat ja mit Marcel Koller einen Schweizer Trainer – mit dieser kleinen Ironie niemand beleidigt habe. Aber mir ist die Antwort ... eine inklusive Schule ist jene, die tatsächlich die äußere Vielfalt der Schultypen in die binnenorganisatorische Vielfalt der Lernwege verwandelt. Diese Lösung ist mir, ehrlich gesagt, zu dogmatisch, weil sie – jedenfalls für mich – viel zu wenig aussagt über die Qualität und die Zielsetzungen des Unterrichts selbst.

Um Heinz-Elmar Tenorth zu zitieren – er hat gemeint, es sei DIE Herausforderung, das alte Problem der Pädagogik „*auf neuem Niveau*“ zu bearbeiten, nämlich wie man Gleichheit und Differenz, Individualisierung und

Universalisierung „in einer Praxis zur gleichen Zeit, am gleichen Ort, in vielleicht graduierten, aber nicht qualitativ unterschiedenen Zielen und Programmen, Praktiken und Arbeitsformen so realisiert, dass jede Individualität zu ihrem Recht kommt.“

Sie erinnern sich an meine schon genutzte Formel von Demokratie und Inklusion: Gleiches Recht für alle – das ist Demokratie. Gleiche Rechte für ungleiche Gleichwertige – das ist Inklusion. Nur leben wir eben nicht in Rajasthan und nicht in Nordkorea wie diese Bilder zeigen, sondern Sie in der Schweiz – ich in Österreich. Hier ist Platz für Demokratie. Platz für Inklusion. Und erinnern Sie sich mit mir an Sokrates ... *es kann auch anders sein, auch der oder die Andere kann Recht haben*. Deshalb mein Appell an uns im Kontext von Inklusion – ich formuliere ihn als 4. These:

These 4

Inklusion ... braucht Freiwilligkeit als Preis der Freiheit, nicht Zwang aus Pflicht zum Gutmenschentum.

Ich kommentiere sie: Inklusion braucht Neigung, nicht Pflicht. Inklusion braucht Freiheit, nicht Zwang. Inklusion braucht Wollen, nicht Norm. Inklusion braucht Freiwilligkeit, nicht Grundsätze. Gutmenschen sind voller Grundsätze, die nirgendwo gelten. Nietzsche spricht vom Übermenschen. Die Nationalsozialisten haben gesprochen von Behinderten als Untermenschen. Alternativlose Inklusionisten sind Gutmenschen. Die Schule aber hat weder Über- noch Unter- noch Gutmenschen. Aber sie braucht Menschen: Menschen, die *entgrenzen*, indem sie Lieblosigkeit und Exklusion freiwillig *begrenzen* – also aus freiem Willen und mit freiem Wollen. Freiwilligkeit ist der natürliche Gegenpol zu Egoismus, zu Hetze, zur Propagierung von Feindbildern und zu Absonderung. Und Intoleranz ist die Hebamme des Fanatismus. Intoleranz gegenüber Inklusion macht aus bunten Vögeln schwarze Schafe. Aber auch Intoleranz gegenüber Differenz macht aus der Vielfalt von Wegen bloße Einbahnstraßen reiner Gleichmacherei unter dem Deckmantel gesellschaftlicher Moral.

Da fällt mir ein Gedicht ein – es stammt von den Aborigines, und es heißt „*Weißer Mann*“ – ich zitiere es:

*es gibt einige Dinge die Du wissen solltest
 als ich geboren wurde - war ich schwarz
 als ich aufwuchs - war ich schwarz
 als ich in die Sonne ging - war ich schwarz
 als mir kalt war - war ich schwarz
 als ich mich erschreckte - war ich schwarz
 als ich krank war - war ich schwarz
 als ich starb - war ich schwarz
 Du weißer Mann
 wenn Du geboren wirst - bist Du rosa
 wenn Du aufwächst - bist Du weiß
 wenn Du in die Sonne gehst - bist Du rot
 wenn Du frierst - bist Du blau
 wenn Du erschrickst - bist Du gelb
 wenn Du erkrankst - bist Du grün
 und wenn Du stirbst - bist Du grau
 ... und Du besitzt die Frechheit mich „Farbiger“ zu nennen?*

Für Toleranz und gegen Intoleranz als Kennzeichen von Vielfalt kennen wir alle die wohl berühmteste historische Metapher des Kreises: Archimedes, der weltfremde Mathematiker und Gelehrte, verfasst eine Anleitung der Zahl *Pi*. Er konstruiert als griechischer Ingenieur Kriegsmaschinen für die hellenistische Metropole Syrakus. Diese verhindern im 2. Punischen Krieg lange Zeit hindurch die Eroberung der Stadt durch die Römer. Als Syrakus später aber durch Verrat fällt und geplündert wird, kommt er ums Leben: Der Legende nach wird er, Kreise in den Sand malend und über seine geometrischen Zeichnungen gebeugt – übrigens gegen den Willen der römischen Sieger und gegen den ausdrücklichen Befehl des Marcellus, sein Leben zu schonen – durch das Schwert eines blindwütigen römischen Legionärs enthauptet, als er ihm diese berühmt gewordenen Worte entgegnet: *Noli turbare circulos meos ... Zerstör' mir meine Kreise nicht*.

Aber letztmals zurück zum Sonderschulthema als Inklusionsdebatte. Ich wiederhole: Für mich ist die Sonderschule keine kollektive *Absonderschule*, vielmehr eine individualisierende *Besonderschule* wie jede andere Schulform auch. Wir finden heute in einer Klasse SchülerInnen auf Rollerskates und andere im Rollstuhl, jene

ohne Heimat und solche ohne Frühstück, wieder andere mit vielen Stiften im Federpennal und ohne Eltern, die ihnen beim Schreiben zusehen, Schülerinnen mit Kopftuch und andere mit freiem Bauchnabel. Und wir brauchen Lehrerpersönlichkeiten, die beobachten wie Maria Montessori, die kognitive Entwicklung vermitteln wie Jean Piaget, die Entwicklung erkennen wie Lew Semjonowitsch Wygotski, die selbstverantwortliches Handeln ermöglichen wie John Dewey, die Wolfgang Klafkis innere Differenzierung mit Fundamentum und Additum durch ein Baummodell der menschlichen Entwicklung überhöhen, wie es Olga Graumann getan hat. Einer solchen Utopie freilich könnte man ein Gedicht von Erich Fried entgegenhalten, dem er den Titel „Antwort“ gegeben hat:

*Zu den Steinen
 hat einer gesagt:
 seid menschlich
 Die Steine haben gesagt:
 Wir sind noch nicht
 hart genug*

Vor 3 Jahren hat die Caritas plakatiert: „*Behindert ist, wer behindert wird.*“ Das hat mich erinnert an einen mehr als 30 Jahre alten anderen Caritas-Slogan. Der lautete damals – noch lange, bevor jemand den Terminus *Inklusion* verwendet hat: „*Behindert ist, wer nicht lieben kann.*“ Dazu ein persönlicher Nachsatz – ich spreche ihn aus als Vater eines hochbegabten Kindes, eines normal begabten – das ist Lehrerin geworden – und einer schwerstbehinderten Tochter nach vier sauerstofflosen Geburtsminuten: Als sie 15 war in ihrem Rollstuhl, kam sie mit 13 anderen Kindern, fernab von ihren KlassenkameradInnen zur Firmung. Schon darüber lässt sich diskutieren. Dann aber predigte der firmende Bischof über Franz Jägerstätter, einen österreichischen Kriegsdienstverweigerer. Und der hochwürdige Bischof sagte, Jägerstätter sei deshalb selig gesprochen worden, weil ihm Jesus Christus wichtiger gewesen wäre als selbst seine eigene Familie. In der Kirche hat niemand den hochwürdigen Prediger verstanden, denn die Mütter waren zu sehr damit beschäftigt, ihre Kinder ruhig zu halten, um die Feier nicht zu stören. Das war und ist heilig statt heil – es ist Exklusion: Un-Heil.

These 5

Inklusion ... braucht Beteiligung aller, Dialogbrücken zu und Dialog mit den Betroffenen, Nutzung ihres Expertenwissens am konkreten Fall: Denn Inklusion ist eine evolutionäre Transformation.

Ich erzähle Ihnen dieses Erlebnis, weil es beispielhaft meine 5. These bezeugt, dass nämlich der soziale Aspekt und die personale Botschaft substantieller sind als die strukturelle Form. Wer ausschließlich nach Vereinheitlichung der Schulformen ruft, verhöhnt die Praxiserfahrungen jener, die mit ihrem Expertenwissen für das Wohl benachteiligter Kinder sorgen – der betroffenen LehrerInnen und Eltern. Lässt sich nicht gemeinsam darüber nachdenken, wie Sonderschulen und auch alle anderen Schulformen weiterentwickelt werden können zu inklusiven Schulen? Wie sie selbst integrative Klassen anbieten und inklusive Gemeinschaften formen können? Ist es nicht eine Herausforderung für jede Schulbehörde, eine evolutionäre Zusammenführung von Schulformen einzuleiten – nicht a priori durch Zusammenlegung, sondern durch gemeinschaftliche Projekte und vielfältige Formen des Zusammenwachsens in den Bildungsaufgaben und Bildungsanliegen? Also: Gemeinsame Eingangstür statt gemeinsamer Schulform? Differenzierungsentscheidung am Standort? Beteiligung der Betroffenen? Und weil es um alle – im Kontext von Schule um alle Schülerinnen – geht, noch ein Nachsatz zum Begriff der Dialogbrücke, wieder an einem literarischen Beispiel und künstlerischen zugleich:

Arik Brauer, einer der Väter des Phantastischen Realismus, hat mit 24 neuen Bildern die Haggada neu illustriert und künstlerisch kommentiert – die Geschichte der Befreiung des jüdischen Volkes. Darin werden auch vier Söhne vorgestellt (in heutigem Sprachgebrauch: Söhne und Töchter) – der „Verständige“, der „Böse“, der „Einfältige“ und jener vierte, „der nicht zu fragen weiß“. Der Verständige fragt nach, was alles bedeutet, was Gott gewirkt habe, von den Naturgesetzen bis zum 1x1 – er folgt nicht nur den Inhalten, sondern fragt nach den Gründen. Der Böse höhnt und fragt: Mir genügt, was ich in Youtube anschauen kann, wozu noch lernen? Der einfältige Sohn liest heute in der Schweiz den *Blick*, in Deutschland die *Bild* und in Österreich die *Krone*. Und er fragt: Wozu ist das gut? Er kennt kein rationales Verständnis der Welt und spürt doch in sich sein grundehrliches Bestreben, das Richtige zu tun. Jenem vierten, der nicht zu fragen weiß, bedeutet die Schule nichts mehr. Er ist nicht dumm, aber apathisch. Materielles und Bequemes hat eine höhere Priorität in seinem Leben als das ihm vermeintlich bekannte, zugegebenermaßen aber doch eigentlich fremde Wertesystem seiner Großeltern und Lehrer/innen, mit dem er sich nicht mehr identifiziert.

Die Haggada ist also, was Eltern und LehrerInnen aus Schule machen können: ein Handbuch von Erziehung für Bildung. Weniger Strukturreform als Dialogbrücken. Lernen als Versuch, die Welt dadurch besser zu verstehen, dass man von Lehrenden befähigt wird und sich bereit hält, ihr zu geben, was sie braucht. Verkürzt gesagt: Lernen als das Brauchen wollen. Lehren als Versuch, die Welt dadurch besser zu machen, dass man Lernende befähigt und sich bereit hält, ihnen zu geben, was sie brauchen, darin von ihnen einzufordern, was sie sollen. Verkürzt gesagt: Lehren als das Brauchen wollen sollen.

Bildung als Wellness des Geistes. Bildung als Ermächtigung zum reflektierten Umgang mit Heterogenität. Bildung als gelingende Verflechtung von Wissen und Gewissen. Und Kinder mit Beeinträchtigung – ich sage das auch als Vater – sie tanzen aus der Reihe, nicht Walzer. Aber nur wer aus ihr tanzt, der sieht die Reihe.

Gegenwärtig wird von einem deutsch-österreichisch-schweizerisch-Südtiroler Forscherteam intensiv an einem auf das deutschsprachige Schulwesen zuschneidbaren Vokabular gearbeitet. Der vom Briten Tony Booth entwickelte und in einer ersten deutschen Übersetzung vorliegende *Index for Inclusion* soll modifiziert weiterentwickelt für die Schulentwicklungspraxis nutzbar gemacht werden. Die Verantwortung der Schulleitung ist hier besonders hoch – wie generell bei Schulinnovationen, die nicht gesetzlich verpflichtend in das System gebracht werden müssen. Die damit verbundenen operativen Aufgaben habe ich im österreichischen nationalen Bildungsbericht mit einer „I³“-Formel dargestellt:

I³ = Informieren – Identifizieren – Implementieren

Die Schlüsselfunktion der Schulleitung besteht darin, Sachinformationen über good practice – auch über die theoretischen Grundlagen – zu sammeln. Sich über die gesellschaftlichen Grundfragen im Kontext der regionalen und lokalen Befindlichkeiten kundig zu machen. Information von Ideologie und Interpretation a priori unterscheidbar zu machen. Denn jede Schule braucht Identifikation: Jede hat ihre ureigenen Rahmenbedingungen, Vorerfahrungen, Priorisierungen, die sowohl von der ganzen Schulgemeinschaft (nicht nur vom Lehrkörper) als auch von der Schulform, vom Leitbild und von den Leitlinien usw. abhängig sind. Inklusive Schulentwicklung gelingt umso besser, je bewusster sich Schulleitung, Kollegium und Schulgemeinschaft mit den wesentlichen Zielsetzungen identifizieren. Dafür braucht es gezielte Kommunikation und in der Folge Kooperation aller Beteiligten, inklusive der SchülerInnen. Partizipation gelingt aus Identifikation: Tun aus Überzeugung übertrifft alles Geschehen aus Gehorsam und Handeln aus Nachahmung.

These 6

Inklusion ... als Aufgabe der Schulleitung ist ... I³ = Informieren – Identifizieren – Implementieren.

Daraus resultiert meine 6. These: Inklusion – wenn sie denn gelingen soll – ist eine interne Schulentwicklungsaufgabe, und eben keine Mission von außen. Und zu diesem Innen vor Außen, zu meiner Ausgangsthese von der Eigenverantwortlichkeit, zu meinem Argument von der Unverzichtbarkeit des Weges trotz scheinbarer Unerreichbarkeit des Zieles ... und zu diesem Foto, zu dieser Kunst-Installation in Form eines Kreises ... da müsste ich jetzt eigentlich Elton John bemühen und sein berühmtes Lied *Circle of Life* aus dem König der Löwen intonieren. Aber ich bin halt leider kein Musiker, sondern ein kleiner Mathematiker, also erlauben Sie mir ein kurzes ironisches Gedicht des englischen Dichters und Künstlers R. P. Lister – er ist vor 2 Jahren 99-jährig gestorben – das Gedicht trägt den Titel: *Ein Lied gegen die Kreise*.

*Kühl und perfekt, wenn man ihn erstmal lässt,
 betreibt der Kreis die Flucht aus seiner Enge,
 legt sich jedoch auf keine Richtung fest
 und zeitigt $2\pi r$ als seine Länge.*

*Halbherzig wie er von der Stelle weicht,
 notdürftig vorbereitet, nicht auf Draht.
 Bald ist der Ausgangspunkt erneut erreicht
 auf einer Bahn um π mal r Quadrat.*

Schulpraktisch gedacht, will ich anhand von 3 einfachen schulischen Beispielen zeigen, warum ich einerseits ein weites Inklusionsverständnis bevorzuge, warum andererseits es – bei der Schulleitung beginnend – eben nicht nur um eine inklusive Haltung geht, nicht nur um Wortspenden und Absichtserklärungen von Gutmenschen, sondern um Kontur und Tiefgang, um Bewusstsein zu verändern – nicht durch Dirigismus per Lehrplan

oder Schulform, sondern durch Überzeugung mit der Kraft von Argumenten und vor allem durch konkretes Setzen von Fakten:

1. Beispiel:

Warum muss jedes Kind dieselbe Mathematikhausübung machen? Kann nicht das leistungsstärkere auch dem Leistungsschwächeren bei seiner Hausübung helfen statt die eigene gelangweilt hinzuschreiben – und dabei selber lernen?

2. Beispiel:

Individualisieren wir die Leistungsbeurteilung: Wer ist besser? Jener Schüler, der zu Beginn des Schuljahres die 100 Meter in 14,8 Sekunden läuft, am Ende in 14,2 Sekunden? Oder jener, der zu Beginn und am Ende die Strecke in 13,8 Sekunden läuft?

3. Beispiel:

Eine Schülerin hat entgegen allen Aufforderungen der Lehrerin, zwischen den Zeilen und verschiedenen Aufgaben Abstände zu lassen, das nie getan, ... bis die Lehrerin erfahren musste, dass sie das so tut, weil ihre Mutter sie zum Sparen zwingt und es sich nicht leisten kann, ein neues Heft zu kaufen.

Weil jetzt ganz nahe der Schulpraxis, möchte ich nur mit nur zwei Folien eine andere Herausforderung für ein weites Inklusionsverständnis nennen – ich verwende dafür den Begriff der *Digitalen Inklusion*. Wir alle kennen den gesellschaftlichen Widerspruch rund um die Digitalisierung, der weit über die Herausforderung des Generationendialogs hinausgeht. Hinter strukturellen Diskussionen liegt mir ein anderes, für mich zentraleres Entweder-Oder am Herzen, von dem die eigentliche Entwicklung von Schule und Schulen ungleich stärker geprägt ist: die digitale Unausweichlichkeit ... Und worum man nicht herumkommt, das wirkt bedrohlich. Wo neue Lerntechniken Raum einnehmen, können alte an den Rand gedrängt werden: die Fähigkeit des korrekten Rechtschreibens etwa. Ein Beispiel zum Thema Suchmaschine statt Lexikon, erlebt an der Universität Wien vor wenigen Wochen in einer Lehrveranstaltung zum wissenschaftlichen Schreiben mit folgender Aufgabenstellung: Suchen Sie etwas zum Thema „Motiv“! Alle Studierenden schauen in *Wikipedia* nach ... Dann werden sie gebeten, das bereitliegende literaturwissenschaftliche Lexikon zu nutzen. Sie können 10 Minuten lang keine Antwort finden, weil ihnen das Alphabet nicht mehr ausreichend bekannt ist, um zielgenau nach M und O zu suchen. Quo vadis also, Digitalgesellschaft 2 oder 3 oder 4.0?

Augenöffner-Bücher pro und contra digitaler Lernkultur – wie beispielsweise Manfred Spitzers *„Cyberkrank! Wie das digitale Leben unsere Gesundheit ruiniert“* und gegensätzlich Jörg Drägers Bestseller *„Die digitale Bildungsrevolution. Der radikale Wandel des Lernens und wie wir ihn gestalten können“* als extreme Gegensätze – versuchen uns auf ihre Seite zu ziehen. Man spricht von der medialen Sandwich-Generation, kauft Bioprodukte am Bauernhof und den Rest bei *Amazon*. Man verschickt selbst gebastelte Glückwunschkarten und E-Mails. Früher gab es Lob, heute gibt es Likes: *Youtube* wird von Jugendlichen um 60% mehr genutzt als Fernsehen. Schon SchülerInnen pflegen ihre Always-on-Mentalität, zum Frühstück gibt's Apps. In der Schule steht das Smartboard statt der Tafel.

Kaiser Wilhelm II hat einst vorhergesagt: *„Ich glaube an das Pferd. Das Automobil ist nur eine vorübergehende Erscheinung.“* Henry Ford – fast schon sein Zeitgenosse – hat dagegen Menschen suspekt gefunden, die nur immer schnellere Pferde wollen. Auch bei diesem so sensiblen Generationenthema – auch Thema der Lehrergenerationen – brauchen wir inklusives Denken und Handeln – meine These 7.

These 7

Inklusion ... hat im Kontext der Digitalisierung die schulische Aufgabe der digitalen Aufbereitung für die analogen Aufgabenstellungen ihrer analogen abendländischen Tradition.

Das macht übrigens selbst vor unserem eigentlich derzeitigen gesellschaftlichen Thema Nr. 1 nicht Halt: *Refugees – why do you need a mobile phone? When used as a compass and a map, smartphones point the way to freedom.* Das Handy hilft Flüchtlingen nicht nur, pünktlich in Richtung Mekka zu beten, sondern auch, sich Deutsch beizubringen.

Bisher noch kaum erwähnt habe ich jenen Aspekt der Inklusion, der gegenwärtig zum europäischen Thema Nr. 1 geworden ist und nicht vergessen werden darf – die Frage nach der Integration von Migranten. Denn

selbst Gott ist politisch geworden. Nach der Klimakrise, der Energiekrise, der Wachstumskrise und der Finanzkrise reden wir von der Flüchtlingskrise. Die Krise wird zur Lebensform, und man könnte meinen: Nur ein Mensch, der die Nachrichten versäumt, ist ein Optimist. Der europäische Wirtschaftsmarkt ist voll Gütezeichen und grenzenlos, und gegen die neuen Grenzen gibt es das Zaunputzmittel Frontex, denn zaunlos wäre zahnlos. Die Flüchtlingskrise – ich zitiere: „bietet für die christlich-nationale Ideologie die Gelegenheit, wieder die Dominanz zu gewinnen – nicht nur in Ungarn, sondern in ganz Europa“ ... ein mächtiges Wort als Lied gegen die Bleibe von Viktor Orbán, dem großen Vordenker gegenüber den *undocumented workers* und *displaced persons* in den Schwarzen Löchern der Weltgesellschaft im Namen einer „tausenden christlichen Kultur“ – und im Namen ihrer Rattenfänger, wenn sie unsere Deklassierungsängste schüren.

Doch die einen flüchten aus Aleppo. Die anderen flüchten nach Dubai. Die einen nennen ihr Massenquartier Zeltlager, die anderen nennen es Fünfsternehotel. Doch keine Sorge: Ich will weder schon am letzten Oktober vorweihnachtlich theologisieren noch besserwisserisch moralisieren. Und: *Gott ist nicht katholisch* – dieses Wort stammt von einem Jesuiten aus Argentinien, den man Papst Franziskus nennt, den Blauhelm Gottes, der zornig meinte, *wir dürfen nicht dulden, dass das Mittelmeer zum Friedhof wird*, und der im September 2014, auf seinem Rückflug von den Philippinen, nur mit Mühe von seinem Wunsch abzubringen war, im nordirakischen Erbil zu landen. Dorthin waren bereits Hunderttausende vor dem IS geflüchtet – quasi vor dem fundamentalistischen Islamismus als dem Faschismus des 21. Jahrhunderts. Adhoc dazu 2 Zeilen, wieder von Erich Fried:

„Ein Faschist, der nichts ist als ein Faschist, ist ein Faschist.
 Ein Antifaschist, der nichts ist als ein Antifaschist, ist kein Antifaschist.“

Dieser Papst hat mit seiner Verkündigungsbulle *Misericordiae vultus* ein Jahr der Barmherzigkeit ausgerufen und diese Barmherzigkeit als *Tragebalken* bezeichnet – ein wenig nach dem Motto: *Wenn jeder im Dorf einen Faden spendet, erhält der Nackte ein Hemd*. Dazu könnte man wieder moralisieren und sagen: Erst wenn wir teilen, werden wir ganz. Oder emotionalisieren, um ein Feuer anzuzünden, an dem sich andere erwärmen. Oder man könnte theologisieren und sagen: Beten ist nicht Wünsche murmeln, sondern Gutes tun. Im Sinne meiner Inklusionsthese von der Freiwilligkeit als Tribut der Freiheit passt ein Wort von Johannes XXIII mit dem Anspruch auf Freiheit: *Allen Gutes tun, aber einem jeden die eigene Verantwortung lassen*.

Was aber ist die Antwort der Schule auf die Herausforderung unserer Migrationsgesellschaft? Als Christine Langenfeld, bekannte Migrationsforscherin von der Uni Göttingen vor kurzem im Festsaal der Universität Wien formuliert hat, die Menschen hätten Angst vor Überfremdung, vor Überlastung der Sozialsysteme, da war ihr erstes Postulat: „Für Pessimismus ist kein Platz, wir müssen was tun. Und wir brauchen Integrationsmaßnahmen“ und die Überwindung des Wir-gegen-die-Anderen-Denkens. Ohne jetzt dieses Themenfeld – es wäre wohl ein ganz eigenes – ohne es also heute noch ausbreiten zu können, erlaube ich mir diese meine letzte These – jene zu Inklusion und Migration:

These 8

Inklusion ... hat im Kontext von Migration und Schule die Aufgabe, das Wir-gegen-die-Anderen-Denken durch Bildung als Migrationspädagogik und als Entängstigung zu überwinden.

Migrationspädagogik ist ein Ansatz, dem Denken des „Ich und die Anderen“ zu widersprechen, indem wir die Anderen nicht unter dem Blickwinkel des Anderen betrachten, sondern von ihrer Unverwechselbarkeit her. „Heimat ist unerlässlich“, hat der Schweizer Schriftsteller und Architekt Max Frisch gesagt, „aber sie ist nicht an Ländereien gebunden. Heimat ist der Mensch, dessen Wesen wir vernehmen und erreichen.“ Schon 1965 hat übrigens Max Frisch, als er nach fünf Jahren in Italien in die Schweiz zurückgekehrt ist, das unrühmliche Wort geschrieben: „Ein kleines Herrenvolk sieht sich in Gefahr: man hat Arbeitskräfte gerufen und es kommen Menschen.“ Und er setzt zynisch fort: *Sie fressen den Wohlstand nicht auf - im Gegenteil, sie sind für den Wohlstand unerlässlich...und man braucht sie. Wäre das kleine Herrenvolk nicht bei sich selbst berühmt für seine Humanität und Toleranz und so weiter, der Umgang mit den fremden Arbeitskräften wäre leichter. Man könnte sie in ordentlichen Lagern unterbringen, wo sie auch singen dürften, und sie würden das Straßenbild nicht überfremden.*

Der Wiener Pastoraltheologe Paul Michael Zulehner tourt derzeit durch die deutschsprachigen Länder mit seinem neuen Buch „Entängstigt euch“. In lockerem Ton erzählt er von den Ergebnissen seiner aktuellen Stu-

die, von den darin erhobenen Ängsten der Einheimischen und der Flüchtlinge. Jene fürchten sich vor sozialem Abstieg, vor biographischem Verlust und diffus davor, zu kurz zu kommen. Und wir alle wissen und erleben es fast täglich: Angst entsolidarisiert – aus Angst, zu kurz zu kommen, werden wir zu Rivalen. Die Ängste der Flüchtlinge kommentiert Zulehner mit einem doppeldeutigen Wortwitz, in dem ein Polizist freundlich einen Flüchtling fragt: „*Können Sie sich ausweisen?*“, und dieser antwortet: „*Muss ich das jetzt auch schon selber tun?*“ Er benennt die Flüchtlinge nicht als Wirtschafts-, Armuts- oder eben Kriegsflüchtlinge, sondern als Hoffnungsflüchtlinge. Und benennt Wege aus der Angst: Helfen statt hetzen; Begegnung statt Gutmenschentum; Vertrauen und Bildung.

Marianne Gronemayer hat ihrem Buch „*Das Leben als letzte Gelegenheit*“ den Untertitel gegeben: „*Sicherheitsbedürfnisse und Zeitknappheit*“. Migrationspädagogik will nicht oder zumindest nicht nur die Migranten verändern – durch Sprachkurse und Interkulturalitätsszenarios –, sondern die Migrationsgesellschaft als ganze. Aber weil es jetzt, am ersten Tag ohne Sommerzeit, schon früher dunkel wird, reduziere ich meine Überlegungen auf die Kurzformel einer jüdischen Geschichte, in der ein weiser Rabbi seinen Schülern die Frage stellt: „*Wie bestimmt man die Stunde, in der die Nacht endet und der Tag beginnt?*“ Ein erster Schüler antwortet: „*Vielleicht ist es der Moment, in dem man einen runden Brunnen von einem eckigen Wasserbecken unterscheiden kann?*“ Der Rabbi schüttelt den Kopf. Und ein zweiter sagt: „*Vielleicht dann, wenn man ... einen Dattelbaum von einem Feigenbaum unterscheiden kann?*“ Der Rabbi schüttelt wieder den Kopf. „*Aber wann ist es dann?*“, fragt der dritte ratlos. Und der Rabbi antwortet ihm: „*Es ist dann, wenn Ihr in das Gesicht eines beliebigen Menschen schaut und dort Eure Schwester oder Euren Bruder erkennt. Bis dahin ist die Nacht noch bei uns.*“

<p><i>Old Euclid drew a circle On a sand-beach long ago. He bounded and enclosed it With angles thus and so. His set of solemn greybeards Nodded and argued much Of arc and circumference, Diameter and such. A silent child stood by them From morning until noon Because they drew such charming Round pictures of the moon.</i></p> <p style="text-align: right;">Nicholas Vachel Lindsay</p>	 I N K L U S I O N	<p><i>Eins ist der Punkt, der Kreis das Andre, und das Dritte Ist zwischen Kreis und Punkt die vierteilbare Mitte. Was ist der Kreis? Ein Punkt, der um sich selber kreist, Und seinen Umfang wölbt, wie seinen Leib der Geist. Zieh einen weitsten Kreis und rück ihn weit ins Ferne, Sogleich erscheint er dir als Punkt, gleich jedem Sterne. Setz einen kleinsten Punkt, ob unsichtbar er wäre, Brauch ein Vergrößerungsglas, und er erwächst zur Sphäre. Ins Wasser wirf den Stein, und sieh, wie sich erweitern Aus Kreisen Kreise, um im Weitesten zu scheitern. Eins ob der Kreis zerfloss, Eins ob er nie entstand, Denn Eins ist Alles, wenn der Schein der Zweihheit schwand.</i></p> <p style="text-align: right;">Friedrich Rückert</p>
--	--	--

Aber weil bei alten Männern wie mir der Atem immer mehr zu kurz und die Reden immer öfter zu lang werden, schließe ich jetzt rasch mit diesen beiden für mich passenden Gedichten über den Kreis und nochmals mit Max Frisch: Der Schweizer Schriftsteller zeigt uns in seinem *Don Juan oder die Liebe zur Geometrie* eine wunderbare, ein wenig rätselhafte Textstelle: Sein Don Juan bietet aus pädagogischer Liebe zu den jungen Menschen Technologie und Kultur an, sodass sich parallele Geraden schneiden – ich zitiere ihn: „*Hast du es nie erlebt, das nüchterne Staunen vor einem Wissen, das stimmt? Zum Beispiel: was ein Kreis ist, das Lautere eines geometrischen Orts. Was ist feierlicher als zwei Striche im Sand, zwei Parallelen? Schau an den fernsten Horizont, und es ist nichts an Unendlichkeit; schau auf das weite Meer, es ist Weite, ... schau in die Milchstraße empor, es ist Raum, dass dir der Verstand verdampft, unausdenkbar, aber es ist nicht das Unendliche, das sie allein dir zeigen: zwei Striche im Sand, gelesen mit Geist ...*“

Ich komme zum Schluss – der ist ja heute erst der Anfang vom Ende. In Ihrem Kolloquium stehen wir bestenfalls am Ende vom Anfang. Wer am Ende ist, der kann von vorne anfangen. Mathematisch formuliert: Am Ende ist alles gut, sagte der Kreis. Vielen Dank für's geduldige Zuhören! The floor is yours.